

der Jockele allen „Zugereisten“ und den Arbeitsge-
fellen, die „auf Besuch“ kamen, freie Beche und konnte
Jeder essen und trinken so viel ihm beliebte.

Tags nachher war der Zeugarbeiter wieder zu
rubiger Besonnenheit gelangt. Dem Auftrage Bär-
bele's zufolge ersetzte er seine dürftigen Kleider durch
einen stattlichen Anzug, kaufte einen neuen Hut und
blankgewichste Stiefeln, und vergaß auch die silberne
Taschenuhr mit lang herabhängender Stahlkette nicht.
Zum Schluß der Toilette ließ er sich den stacheligen
Bart abnehmen und das verwilderte Haar struhen,
und nunmehr konnte er es im Außern mit den an-
sehnlichsten Burschen des Redarthales aufnehmen.
Wie strahlte sein Auge in Wonne und Selbstgefühl,
als er in diesem Staatsanzuge, die dampfende Pfeife
mit dem polirten Ulmerkopfe im Munde und dem
zierlichen Gehstock aus knotigem Schlehdorn in der
Hand, an der Seite Benjamin's dem Hofe Bärbele's
zuwanderte, wo er den Freund und Wandersgenossen
der Geliebten vorstellte, und diese mit sichtbarem
Wohlgefallen die Metamorphose des schabigen Herum-
streichers in einen sauberen Burschen wahrnahm. Wie
ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, der Müller-
Jockele sei wieder da und sähe so vornehm aus wie
ein Edelmann und würde nun doch des Hofbauern
Tochter heirathen.

Noch an demselben Tage zog der Bursche wieder
in seine Mühle ein, und Dank Bärbele's bräutlicher
Fürsorge, fand er dort Alles, was zunächst für seine
bescheidene Junggesellenwirtschaft erforderlich war.
Benjamin blieb einige Tage sein Gast, und während
dieser Zeit erfuhr der Jockele auch, was nach der
Erzählung der Großmutter Thalheim in jener Nacht
der Schlacht bei Leipzig zwischen dem Bagerburschen
und dem polnischen Offizier geschehen war. Doch
mußte er ihm darüber Verschwiegenheit angeloben
und beschwören, wie es auch kommen möge, das
Bärbele, die am Sterbebette des Vaters eine Ahn-
ung von der grausigen That erlangt, niemals in das
Geheimniß einzuwöhnen.

3.
Endlich mußte geschieden sein. Der Jockele be-
gleitete den neugewonnenen Freund ein gute Strecke.
Dieser wandte sich dem Schwarzwald zu. Drei Tage
lang wanderte er allein weiter, bis er von ferne
schon das gewaltige Münster, „die Perle des Elsaß“,
aus der Ebene emporsteigen sah. Beim Anblick der
wallungsgürteten alten Reichsstadt fiel dem Gesellen
die Schilderung Straßburg's durch den Herrn Prä-
ceptor an jenem Abend ein, wo vor länger als zwei
Jahren beim Abschiedsmahle die Großmutter ein so
merkwürdiges Stück ihrer Lebensgeschichte zum Besten
gegeben hatte.

Es ist sonderbar, dachte er, von dem schwarzen
Zacharias, welcher in jener schrecklichen Nacht den
unglücklichen Polen ermordete, habe ich in wunder-
barer, wenn auch unheimlicher Weise in Württem-
berg wieder gehört. Unter welchen Umständen werde
ich wohl den Husaren von Straßburg auffinden,
vorausgesetzt, daß er noch lebt und sich in der großen
Stadt erfragen läßt?

Die rothhohle französische Schildwache auf der
Kehler Brücke, und allerhand Scheererien, welchen
damals jeder Frankreichs Grenzen überschreitende
Reisende und insbesondere Handwerksburschen unter-
worfen waren, erinnerten Benjamin, daß er auf dem
Boden „des heiligen Frankreichs“ stehe. Er dankte
dem Himmel, als der grimmige Polizeibeamte gegen
Erlegung von zehn Sous ihm das roth abgestempelte
Wanderbuch zurück gab und er seinen Weg nach der
Stadt fortsetzen konnte.

Dort empfing der Herbergsvater der Schlosser den
Sachsen mit großer Freundlichkeit. Er setzte sich zu
ihm, fragte wo aus und ein und ließ ihn wissen,
daß viel Fragens sei nach einwandernden Gesellen
und er hier jeden Augenblick Arbeit finden könne.
Das war dem Benjamin eben recht. Er ließ sich
ein tüchtiges Stück des berühmten Straßburger Gänse-
bratens geben, trank einen Schoppen Magenheilmilch
dazu und rüstete sich zum Auszug.

„Herr Vater,“ sagte Benjamin, „wissen Sie mir
vielleicht Auskunft zu geben über einen Mechanikus
des Namens Andre Ami?“

„Ist es Scherz oder Ernst, daß Sie mir diese
Frage vorlegen?“ fragte argwöhnisch lächelnd der
Herbergsvater.

„Es ist mein Ernst,“ entgegnete der Gesell. „Ich
soll ihm einen Gruß bestellen aus Leipzig, und wenn
er nicht mehr am Leben sein sollte, gilt mein Auf-
trag seinen Hinterlassenen.“

„Er lebt noch, Sachse, und ist mein Bruder!“
sagte der Herbergsvater.

„Ihr Bruder?“ rief erfreut der Gesell. „Dann
sagen Sie mir nur gleich, wo er wohnt!“

„Am Münsterplatz. Dort finden Sie ihn in dem
großen Eckhause mit den drei Erkern, das ist sein
Eigentum.“

„So geht's ihm also wohl, Herr Vater?“

„Das wollte ich meinen, er ist ein reicher Mann.
Aber wie kommen Sie zu diesem Auftrage?“

„Er war vor Zeiten französischer Husar und hat
als solcher im Jahre 1813 die Schlacht bei Leipzig

verlieren helfen. Ist es nicht so?“ rief lachend der
Gesell.

„Nur keine schlechten Witze, Sachse!“ erwiderte
mit zusammengezogenen Brauen der Herbergsvater.
„Mein Bruder hat als braver Soldat seine Pflicht
gethan und die Narbe in seinem Gesicht ist dafür
ein sprechendes Zeugniß.“

„Das bezweifle ich auch gar nicht, Herr Vater,“
bemerkte Benjamin. „Aber, daß Ihr tapferer Bru-
der, der vormalige Straßburger Husar, die Narbe
samt seinem Kopfe noch gesund und munter mit
sich herumträgt, verdankt er Niemand anders als
meiner alten guten Großmutter.“

„Ihrer Großmutter?“ schrie mit französischer Leb-
haftigkeit der Herbergsvater. „Sachse, Sie sprechen
doch nicht —“

„Ich spreche von meiner Großmutter, die als
junges Mädchen einen verwundeten Elsässer Husaren
pflegte. Hat Ihnen Ihr Bruder niemals von seinem
Schlupfwinkel in einem leeren Taubenhause erzählt?“

„O, Du Mann Gottes, wie wird sich mein Bru-
der freuen!“ rief jetzt der Herbergsvater. „Freilich
hat er uns all seine Kriegsabenteuer mitgetheilt, aber
was die barmherzige Samariterin an ihm gethan,
das ist ihm die schönste Erinnerung geblieben. Kom-
men Sie, Sachse, und begrüßen Sie sein Töchter-
lein Heloise, die eben bei meinen Frauensleuten zum
Besuche ist.“

Der Herbergsvater sagte den Gesellen bei der
Hand und führte ihn die Treppe hinauf in das Fa-
milienzimmer, wo seine Frau mit zwei jungen Mäd-
chen beim Kaffee saß. Sie staunten nicht wenig, als
der Hausherr den Gesellen in staubiger Reifeblouse
hereinbrachte und traulich den Arm um seinen Nacken
legte.

„Heloise,“ sagte er, sich an eines der jungen Mäd-
chen, ein allerliebstes Schwarzköpfchen mit dunklen
Feueraugen und ledern Stumpfnäschen, wendend,
„diesen wackeren Gesellen empfehle ich besonders
Deiner Aufmerksamkeit. Er ist ein Enkel des edlen
sächsischen Mädchens, das Deinem Vater nach der
Schlacht bei Leipzig das Leben rettete.“

„O mon Dieu! Wie wird sich der Vater freuen!“
rief Heloise aufspringend und dem befangenen Gaste
die kleine hübsche Hand reichend. „Monsieur, ich
nenne Sie von Herzen in Straßburg willkommen.
Unsere Dankbarkeit kommt Ihnen entgegen, aber wir
werden nimmer unsere Schuld gegen Ihre Familie
wett zu machen im Stande sein.“

Benjamin verbeugte sich, aber in seiner Verlegen-
heit so unbeholfen, daß er es selbst fühlte, und sich
darüber ordentlich schämte. Aber die munteren Fran-
zösinnen wußten ihm die Verlegenheit bald zu be-
nehmen. Er mußte sich mit an den Tisch setzen und
eine Tasse von dem Lieblingsgetränk, dem duftenden
Mocca, den kein Sachse verschmäht, annehmen, und
da fand er denn auch die Sprache und Unbefangen-
heit wieder. Er erzählte den Damen von Leipzig
und dem Ranstädter Steinwege mit seinen Schlacht-
erinnerungen, und von der Großmutter und ihrem
häuslichen Leben und knüpfte daran allerhand Reise-
Erlebnisse. Er bemerkte in seiner Behaglichkeit kaum,
daß der Abend zu dämmern begann. Heloise rüstete
sich zum Aufbruche. Der Onkel griff nach seinem
Hute und forderte Benjamin auf, ihn und Heloise
nach des vormaligen Husaren Wohnung zu begleiten.

In der ersten Etage des palastartigen Hauses be-
fand sich Andre Ami's umfangreiches Magazin. Als
die Drei dafelbst eintraten, kam ihnen der Hausherr
entgegen und fragend hastete sein Blick auf dem
fremden Handwerksgefallen.

„Kannst Du errathen, wer dieser Geselle ist,
Andre?“ rief der Herbergsvater. „Sieh' Dir ihn
nur recht genau an. Findest Du in seinem Antlitze
keine bekannten Züge aus alter Zeit?“ — Er
kommt von Leipzig und bringt einen Gruß von Deiner
Ketterin!“ fuhr der Herbergsvater fort, als Andre
verneinend den Kopf schüttelte.

Ueber das kalte, ernste Gesicht des Mechanikers
flog ein Freudenblitz und er streckte dem Gesellen
beide Hände entgegen.

„Das ist ja ein herzlicher Besuch!“ rief er.
„Willkommen in meinem Hause!“ Wie geht's da-
heim in dem lieben Leipzig und ist meine barmherzige
Samariterin noch wohl?“

„Bin seit zwei Jahren auf der Wanderschaft,“
erwiderte Benjamin, „aber nach allen Briefen, die
ich aus der Heimath empfang, ist dort noch Alles
frisch und gesund.“

„Sie sind ein Schlosser und nach der Begleitung
meines Bruders zu schließen wohl auf der Herberge
eingewandert? Gedenken Sie hier in Arbeit zu treten?“

„Ich hätte wohl Lust dazu,“ meinte der Gesell.

„Dann dürfen Sie an meiner Werkstelle nicht
vorbei. Ich beschäftige in derselben bereits zwei
Schlosser und es hat mir schon seit längerer Zeit
ein dritter Mann gefehlt. Doch davon später. Vor
der Hand, Bruder, läßt Du das Felleisen des Herrn
— Wie heißen Sie doch?“

„Benjamin Thalheim —“

„Läßt Du Herrn Thalheim's Felleisen hierher
schaffen, denn so lange Sie in Straßburg bleiben,

das versteht sich von selbst, gehören Sie zu meiner
Familie. — Heloise, führe unseren Gast in die Wohn-
ung und stelle ihn der Mutter vor. Ich komme
auch gleich hinaus.“

Und so zog denn Benjamin in das Haus des
ehemaligen Husaren ein! Er erhielt ein hübsches
Zimmer und nachdem er in der Werkstätte Ami's Ar-
beit genommen, aus dessen Küche seine Mahlzeiten.
Sonntags, wo der Feuerarbeiter sich „propre“ zu machen
pflegt, speiste er an seines Arbeitsgebers Tische. Das
behagte nun zwar Benjamin recht wohl, aber er fühlte
in dem gastlichen Hause auch bald eine innere Un-
ruhe, die sich merkwürdiger Weise in Heloisens Gegen-
wart bedeutend steigerte. Jetzt gedachte er des Schwa-
ben Jockele und wie er diesem bei seiner Liebesklage
ein Schelmenliedlein vorsang. Es ist doch ein ge-
fährlich Ding um die Liebe! seufzte er. Ich glaube,
ich habe dem Loisel zu tief in die schwarzen Bli-
zungen geguckt und sie hat mir's angethan! —

Seine beiden „Nebengesellen“, ein Dresdener
und ein Pforzheimer, kriegten die Sache bald weg.
Benjamin stieß manchmal einen schweren Seufzer
aus, ließ Minuten lang Hammer und Feile ruhen,
und wenn er die Fänge nehmen sollte, griff er nach
der Blechschere. Träumend starrte er in die glühen-
den Kohlen und ließ wohl auch das eingelegte Eisen
darin verbrennen. Wenn sich aber ein Feuerarbeiter
in der Werkstätte solchergestalt gebahrte, dann ist er
sicherlich verliebt.

„Laß Dir den Appetit vergehen, Landmann,“
sagte eines Tages der Dresdener. „Das Loisel ist
nicht für unser Eimen. Schwänzelt doch auch der
reiche Tabakshändler Montfroid um sie herum und
sitzt ganze Abende oben beim Allen, mit dem er Zeit-
ungen liest und Politika verhandelt.“

„Dummes Zeug!“ fiel der Pforzheimer ein, in-
dem er seine in Roth und Blau spielende riesige
Nase mit dem hornigen Zeigefinger rieb. „Seht,
Brüder, ich bin nun 40 Jahre alt und 19 auf der
Wanderschaft, da lernt einer gewiß die Mädchen ken-
nen! Die haben ihre Muden; wenn ein junges rei-
ches Mädchen einen alten Kerl heirathet, hat gewöhn-
lich der Teufel den Heirathcontract unterschrieben.
Der dicke Montfroid kriegt das Loisel gewiß nicht —
aber Du Sachse kannst Dir ihrethalben auch den
Mund wischen.“

„Was Ihr auch schwätzt!“ rief erröthend der Ver-
liebte. „Weßhalb meint Ihr denn, daß ich in Heloise
verliebt sei?“

„Darum keine Feindschaft niche!“ lachte der Dres-
dener.

„Und wer wollte Dir's auch verdenken? Du bist
in der Familie des Alten gehalten wie ein Vetter,
ist und trinkst von seinem Tische, holst dem Loisel
grünes Kraut für ihren „Karnarienvogel“ und wenn
Du ihr Blumen mitbringst, stellt sie selbige vor dem
Fenster ins frische Wasser. Das kann einem Ge-
selen, der sein Handwerk versteht und guter Leute
Kind ist, schon Muth machen. Aber wenn auch das
Mädel wollte, so ist's anders mit dem Alten. Der
ist ein reicher Mann, Loisel sein einzig Kind, und
ich schwöre, er will mit ihr hoch hinaus und mag
nur einen vornehmen Schwiegerohn. Hast Du denn
schon einen Liebesantrag gemacht?“

„Da Ihr's nun einmal wißt, so will ich's nicht
leugnen, daß ich dem Loisel gut bin,“ sagte Ben-
jamin. „Aber ob sich auch schon einige Male Ge-
legenheit dazu bot, ich habe noch nicht den Muth ge-
habt, ihr es zu gestehen. Ich konnte das Wort nicht
über die Lippen bringen.“

„Hättest Du Dir nur einen tüchtigen Haarbeutel
angetrunken, Bruder Leipziger, das Herz würde Dir
schon auf der Zunge zersprungen sein!“ rief der
Pforzheimer.

„Hast Du's denn je probirt, Pforzheimer?“ fragte
der Dresdener.

„Ei freilich!“ schmunzelte der. „In Breslau hatte
ich auch ein Mädchen kennen gelernt, die gerade so
hübsch wie das Loisel ausah und eine Schuster-
meisterstochter war. Aber sie war hoffärtig und gab
sich mit uns Gesellen gar nicht ab. Und doch hatte
ich mich in sie verliebt bis über die Ohren. Da
säufelte ich mich denn einmal auf dem Tanzboden
recht ordentlich an, trat kacklich auf das Dirnel —
sie nannten sie wegen ihrer großen blauen Augen
nur Bergigmeinnicht-Julchen — hin, umschlag sie
mit meinen Armen und sagte: Bergigmeinnicht-Julchen,
mich sollen die Sperlinge fressen, wenn ich Sie nicht
liebe wie ein Berrückter.“

(Fortsetzung folgt.)